



1924-07-20

Don Quichottes der Silberleinwand

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240720&seite=17&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Don Quichottes der Silberleinwand" (1924). *Essays*. 120.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/120

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Don Quichottes der Silberleinwand.

Von **Ann Tizia Leitich**.

Sie sind wie Weihrauchwolken, die um ein Idol ziehen, in seltsamen Spiralen, wie inbrünstig nach den Sternen gereckte Hände; sie sind wie Motten, die ins Licht fliegen; wie die regenbogenfarbigen Träume vom Süden, die blauäugige Wanderer aus dem Norden ihre Kraft versengen ließen in meridionalen Himmeln. Ja, all diese Gedanken, die dieselbe Straße laufen, all diese Chimären, die eine und dieselbe Sonne haben, wer sind die, die sie denken, die sie nähren? Die ganz jungen Dinger natürlich, so früh flügge in diesem Lande der Frau; dann die Schönen, die schon gekostet von den Früchten des Lebens; und die jungen Männer, denen die Kraft ihres frischen Blutes und ihrer geraden Glieder Selbstbewußtsein übergenug gibt; und die vielen anderen, die nicht mehr jung sind, nicht mehr hübsch, nicht mehr federnd von Keckheit: Legion sind sie. Und welches ist die Macht, die in ihnen treibt? Mein Gott, was ist es am Ende anderes, als was die Dichter Reime schreiben heißt, und die Musiker in Tönen fühlen, was die Asketen sich abtöten läßt und die Frauen von Liebe träumen: Die schmerzliche Unvollkommenheit dieser Welt ein wenig zuzudecken mit dem Glanz, den sich die Sehnsucht der Seele erfindet, über die Brettergatter irdlicher Beschränktheit hinüber in die Blumengefilde von irgendwo jenseits zu schauen, oder auch sich nur aus der eigenen jämmerlichen Mittelmäßigkeit ein wenig herauszuhelfen suchen, indem man sich in Selbstüberhebung, die kaum weniger rührend ist als lächerlich, als Held etikettiert, wenn es einem ja doch nicht gegeben ist wie nur wenigen, als Genie in Schöpferqual und Schöpferlust Gott nahe zu sein. Was dann daraus wird, ist Kunst, ist Mystizismus, ist Religion, ist ja, ich wage diese ungeheure Kombination auszudrücken, und ich bitte Dichter und Musiker, Asket und Frau um Entschuldigung – ist dieses häßliche Entlein einer auf alle Arten von Pedigrees so stolzen und doch an Zwittergeburten so reichen Kultur: das Kino. Denn als ich von jener Legion von Gläubigen sprach, meinte ich all die, welche die Silberleinwand, wie sie hier poetisch im Lande der maschinenerbauten Prosa genannt wird, in dem Maße fasziniert hat, daß sie ihren gesunden Menschenverstand verlieren, von dem sie ja wohl eine kleinere oder größere Quote zugemessen bekommen haben, die Flinte ins Korn werfen und das Buch hinter den Tisch und das Steak für den Mann im Ofen verbrennen lassen, um ihrer Fata Morgana nachzulaufen. Wer je dieses Volk für hoffnungslos prosaisch [*sic*] und in der perfektionierten Routine ihrer Zivilisation petrifiziert glaubt, den belehrt solche Erfahrung eines Besseren.

Wie man weiß ist Hollywood, achtundzwanzig Meilen von Los Angeles in Kalifornien, der Mittelpunkt der produzierenden Filmindustrie, obwohl sich in der Umgebung, in Culver City, in Universal City, in Westwood, aber auch in Newyork und Long Island Studios befinden. Die Hollywood-Handelskammer hat sich bemüsstigt gefühlt, einen Aufruf durch die ganzen Vereinigten Staaten zu erlassen, daß niemand nach Hollywood kommen soll, um ins Kino „einzubrechen“ (*break into the movies*), ohne sich vorher genau erkundigt zu haben. Sie wissen sich dort nämlich schon nicht mehr vor den vielen zu helfen, die angesegelt kommen. Lange, lange Reihen stehen täglich vor den Studios der großen Gesellschaften; sie warten eine Chance zu bekommen als „Extras“, wenn der Regisseur sie defilieren läßt, was er nur tut natürlich, und sehr schnell, wenn er Komparserie benötigt. Als *Extra* kann man dann vielleicht die Aufmerksamkeit des Regisseurs, des Allmächtigen, auf sich lenken und das Glück ist gemacht! Und als *Extra* hat man dann eine kurze Zeit 3, 4, 5, Dollar am Tag; dann wieder nichts; warten, warten. Das kostet Geld und das Mitgebrachte ist halb aufgezehrt und der Weg zurück ist weit; zwei Tage und zwei Nächte vielleicht, das kostet viel Tage Lebens in Hollywood. So viele der preisgekrönten Schönheiten sind da hoffnungslos gestrandet, denn in Amerika macht doch jede kleine

Stadt jährlich ein paarmal eine Schönheitskonkurrenz, die nationale Bedeutung annimmt. Schönheit – Schönheit ist so alltäglich in Hollywood! Da haben sie alle geträumt vom schnellen, leichten, herrlichen Verdienen und ahnen doch nicht, was – selbst wenn ihnen die „Chance“ wird – für harte Arbeit es ist! Habt ihr je in dem Licht gestanden, in dem gleißenden, glänzenden [*sic*], brennenden Licht, in dessen Fokus der Spielende stehen muß, und eine Szene, eine kleinwinzige, vielleicht alberne oder verflucht schwierige Szene hundertmal wiederholt? Nein, das ist kein Spiel.

Ich weiß wohl, es ist in Europa arg genug; kommen mir auf einem Schreibtisch einer der großen Filmgesellschaften Amerikas Briefe unter – zumeist aus Deutschland – die, soweit das überhaupt noch möglich ist, noch naiver anmuten als die vielen in der Flut der Einheimischen; denn zu allem anderen kommt darin der noch immer unverrückte Glaube der europäischen Seele zu so kindlichem Ausdruck, daß man mit Dollars hier Federball spielt und Schecks zum Zeitvertreib schreibt. Und glaubt nicht, o starkes Geschlecht, daß ihr nun die sein könnt, die da lächeln dürfen in sokratischer Weisheit, denn wenn auch die Auswahl unter den Männern bedeutend geringer ist, da nur wenige berufen sind, so steht das Angebot nicht hinter dem eurer traditionell eitlen Schwestern zurück. Hängt da einer an den Brief ein kleines Bild eines Jungen, knorrig wie eine vom Blitz geschlagene Eiche, und das Gesicht darauf wie ein Pilzling, und schreibt: „Ich bin 21 Jahre, gesund und wohlgebaut und habe die Absicht, als Filmschauspieler bei Ihrer Gesellschaft einzutreten. . . . Was die finanzielle Seite der Sache betrifft, werden Sie ja wohl wissen, wie das zu behandeln ist, Sie werden nur ja wohl das Geld für die Ueberfahrt gleich schicken.“ Ein Spaß? Nein, keineswegs. Auch nicht ein Einzelfall; vielmehr typisch. Er wohnt in irgendeinem Werniger- oder Heinze- oder Minnigerode und hat die Queen of Sheba gesehen, mit der sich die Fox Film Company am Kontinent scheint's unsterblich gemacht. (Seitdem haben sie Besseres geleistet.) Und nun sitzt er drüben und wartet auf den Brief aus Amerika. Eines Tages kriegt er ihn, den Brief mit der blauen Marke aus dem Fabelland, auf der das strenge Gesicht irgendeines langverstorbenen Präsidenten ein Evangelium verkündet, das mit der Queen of Sheba nichts im entferntesten zu tun hat; aber er wird ihn nicht lesen können, den Brief. Scheck liegt keiner bei, soviel sieht er schon, aber wann hat je ein Herz schon das Hoffen sein gelassen, bevor es nicht mit der Nase auf die Pflastersteine der Tatsachen gefallen, und wie oft auch noch weit darüber hinaus?

Und da ist einer – denn, wenn manche des Zaubers ihrer Persönlichkeit gewiß sind, wissen andere, daß ihr Geist es ist, vor dem sich rasselnd die hochgezogenen Zugbrücken einladend über die tiefen Burggraben um die Filmburgen legen werden – und deshalb sendet der ein langes, unendlich langes Manuskript, geschrieben in der denkbar langwierigsten Sorte von deutscher Sprache – und einen Brief dazu: „Ich bin sicher, daß diese Sache ein ganz durchschlagender Erfolg wird, und es wäre wohl am besten, wenn Sie mich hinüberkommen ließen, um alles mit Ihnen zu besprechen, oder schicken Sie einen Herrn herüber; dieser müßte jedoch Deutsch sprechen.“ Die herüber, die wissen schon besser Bescheid, schreibt da einer aus Butte, im Staate Montana: „Ich kann fechten, schwimmen, turnen, boxen; ich bin ein exzellenter Reiter und kann mit dem Pferd Hindernisse nehmen; ich werfe das Lasso ausgezeichnet; ich kann Telegraphenstangen schnellstens hinaufklettern und für mich gibt es keinen Schwindel auf Häuserfirsten. Ich bin mit den Cowboys durch Texas geritten und habe in der Wüste Colorado kampiert; ich habe den Geschichten gelauscht, die man sich am Grand Canyon erzählt, Geschichten, die noch niemand in einem Buch oder auf der Leinwand gebracht hat und die Tom Mix frische Glorie verleihen würden, oder einen zweiten Tom auferstehen lassen könnten.“ Dieser Brief war fünf Seiten lang; er war ein *Document humain*. Ich glaube, daß niemand ihn hier in diesem ungeheuren Office mit 2800 Angestellten zu Ende gelesen hat, außer mir, deren Busineß es nicht war, ihn zu lesen.

Sein Datum lag weit zurück und wahrscheinlich ist er nie beantwortet worden. Obwohl das selten vorkommt; denn es gibt keine boheme-weisen Laxitäten in den Bureaux einer Filmgesellschaft, da ist alles stramme Organisation. Strammheit auch im Zurückschicken der Szenarios, der Manuskripte; da sitzen ein Paar zu fünfzehn oder achtzehn Dollar die Woche, die öffnen die vielen Briefe, schälen das Manuskript heraus und lassen es in die beigelegte rückadressierte Enveloppe schlüpfen, zusammen mit einem netten Absagestreifen. Es wird nicht einmal auseinandergefaltet, erblickt sozusagen das Tageslicht nicht, aus der Obskürtheit geht es in Obskürtheit zurück. Der Höflichkeit ist Genüge getan mit wenig Kosten, denn zum Durchlesen all dieser Makulatur, oder zum Beurteilen gar, brauchte es einer geübten und dementsprechend teuren Kraft und wer eine Ahnung hat von der schier unglaublichen Inkompetenz des größten Teiles dieser Elaborate, wird einsehen, daß es nicht schlechte Busineß-Politik ist. Drüben setzt sich einer mit der Feder schließlich nur hin, wenn ihm das Bißchen Bildung, das er irgendwie zusammengekratzt hat, zu Kopf gestiegen ist, hier aber herrscht eine wahre Wut des Schreibens in allen Klassen und, da das Kino dem Volk naturgemäß näher liegt als Theater, Buch und Zeitschrift, läßt es diese Wut – von der die Farmer nicht frei sind – im Szenario aus. Selbstverständlich existieren auch Schulen, welche das Szenarioschreiben lehren, um nicht so geringe Summen – ich weiß da von einer, die 100 Dollar für den Kurs verlangt – aber die besseren sind mit den Filmstellen so verbunden, daß sie als eine Art Agenturen für den Vertrieb der Manuskripte fungieren. Die Unternehmer encouragieren – absichtlich oder unabsichtlich – diese Ueberflutung des Marktes, indem sie fortwährend ihre Rufe nach originellen Szenarios ertönen lassen und betonen, daß nur ja nicht einer glauben solle, daß er gebildet oder schon gedruckt sein müsse, um den Apfel vom Kopf zu schießen und den großen Preis nach Hause zu tragen; gerade der einfache Mann – usw. Dann aber, in der Abgeschlossenheit ihres Bureaus, wo die Phrasen sich zu Zahlen kondensieren, nehmen sie eben doch wieder meist ein Buch her, das sie ihrem Szenario-Department zur Bearbeitung übergeben, und dieses Buch hat halt doch einer geschrieben, der sich so weit mit Dingen des Intellekts und der Imagination befaßt hat, daß er – halbwegs wenigstens – mit der Sprache manövrieren gelernt hat, was natürlich nicht Gewähr gibt, daß er die Handlung in herzergreifenden Etappen zur Peripetie hinaufzupeitschen versteht; dazu aber ist ja der Szenario-Schneider da – da ist jener, der für hundert Dollar oder mehr die Woche die Psychologie des Geschäftes im kleinen Finger hat und nun aus dem Buch ein kinowirksames Szenario macht. Selbstverständlich werden Bücher auch häufig aus Gründen der Publizität, Propaganda gewählt, da der Titel allein schon zieht; ebenso Schlager der Saison auf der Bühne. Dies setzt die enormen Kosten der Propaganda herab und man kann daher riesige Summen für solch ein Stück zahlen. Ich habe es von Herrn Julius Steger persönlich, daß er für das Stück Channing Pollocks „*The Fool*“ („Der Narr“), das er für den Fox Film kaufte, 150.000 Dollar gezahlt. Dank einer ewigen und immer ans Herz greifenden Wahrheit, die geschickt serviert ist, und der weisen Propagandakampagne des Herrn Pollock lief das Stück zwei Jahre ununterbrochen auf Broadway.

Um aber auf das Kino zurückzukommen, muß ich noch einmal Herrn Steger zitieren – der übrigens ein Wiener Kind ist und, während ich dies im Staub und Graus eines Newyorker Tages schreibe, seine Rieslinge auf den Badner Hügeln inspiziert. Weil er neulich, nach vierzehnjährigem künstlerischen Dienst in Amerika, währenddem es eine seiner Großtaten war, daß er Norma Talmadge aus der Taufe gehoben, aus der künstlerischen versteht sich, von einer exklusiv amerikanischen Tätigkeit Abschied nahm und mir über ein Glas deliziösen Sauternes hinüber – über dessen geheimnisvolle Herkunft man weder ihn noch mich befragen darf – mit ein paar dezidiert stegerisch-scharfen Pinselstrichen das Bild einer künstlerischen Amalgamierung, einer Durchdringung einerseits und Ausgleichung andererseits von amerikanischen und europäischen Ideen und Praktiken zog, was er im Herbst in Form einer

internationalen (Newyork-Wien) Produktionstätigkeit einleiten wird. Welch Plan voll prächtiger Aussichten! Hemmen den Handel noch immer Trümmer aus dem großen Dambruch der menschlichen Kultur, der der Krieg gewesen, stocken die Tonnen vor Zöllen und Bankerott, so stehen den reisenden Gedanken, steht Kunst und Wissenschaft, Grenzen und Tore offen; und Herzen. Denn, nachdem man jahrelang aufeinander geschossen, ist man begierig, von des anderen Seele zu wissen. Hätte man mehr davon gewußt, hätte man vielleicht nie geschossen. Vor allem: Hätte das Volk mehr gewußt. Wie aber bildet man das Volk, öffnet ihm die Augen, macht es weiser, urteilskräftiger, selbständiger? Schulen sind gut, aber wenn man arm ist, muß man bald anfangen zu verdienen und arbeiten, und lernen ist zu hart. Wie manchen sah ich ausziehen mit vierzehn Jahren mit dem ernstesten Willen, nicht stehen zu bleiben. Aber die Tretmühlen, meine Herrschaften, die ihr das arme Kino mit einem Schulterzucken abtut, die Tretmühlen des Lebens mahlen gut und zermahlen. Und je leichter und naiver die Seele, desto mehr liebt sie das Vergnügen. Geht ihr nicht ins Theater zum Vergnügen? Ja, ihr geht auch zur Erbauung, zum geistigen Genuß. Denn in euch hat man den Sinn dazu erzogen oder in euren Eltern oder Großeltern. Das Kino ist billiger und das Kino ist allen verständlich, denn das Auge erfaßt, was dem Gehirn oft verschlossen bleiben muß. Aber das Kino ist nicht nur Vergnügen; mit seinen in allen Erdteilen, in allen Lagen, mit allen Menschen gestellten Bühnen ist es eine Tür ins Freie, eine Tür in die Welt. Vielleicht unlogisch, unwahrscheinlich oft diese Welt. Aber sie ist reich, sie ist bunt, sie ist weit diese Welt; man liebt und haßt, und man abenteuer in ihr, wie man es ja in der Plattitude [*sic*] des Durchschnittsdaseins nie darf. Und noch mehr: Man reist, man reist in die seltsamsten fernsten Gegenden, man ist selbst dort und sieht alles. Was kann dagegen des seligen Rothaug Karte der Planigloben bestehen oder Paragraph 5 bis 6 im Geschichtsbuch gegen die lebendigen Szenen an Neros Hof?

Ganz abgesehen aber von Volksbeglückung: es sind hier in Amerika schon manche Versuche gemacht worden, Filme hervorzubringen, die nur mit der Idee der vollendetsten Künstlerschaft produziert sind, ohne geringste Rücksicht auf Kassenerfolg, eine Art literarische Cinema-Bewegung. Bis jetzt hat sich noch kein Mäzenas dafür gefunden, den ja das literarische Kino natürlich auch brauchte wie jede Kunst. Aber was nicht ist, kann werden, wird werden – und so auch ich zum Schluß, obwohl ich so nah an den Webstühlen sitzend, noch kein Szenario geschrieben und noch keinem mich als zukünftige Norma Talmadge vorgestellt – doch eine Don Quichotte der Silberleinwand; eine Lanze brechend für dies häßliche Entlein internationaler Kunst.

Don Quichottes der Silberleinwand.

Von Ann Tizia Reilich.

Sie sind wie Weihrauchwolken, die um ein Idol ziehen, in seltsamen Spiralen, wie inbrünstig nach den Sternen gerechte Hände; sie sind wie Motten, die ins Licht fliegen; wie die regenbogenfarbigen Träume vom Süden, die blauäugige Wanderer aus dem Norden ihre Kraft versengen ließen in meridionalen Himmeln. Ja, all diese Gedanken, die dieselbe Straße laufen, all diese Chymären, die eine und dieselbe Sonne haben, wer sind die, die sie denken, die sie nähren? Die ganz jungen Dinger natürlich, so früh flüege in diesem Lande der Frau; dann die Schönen, die schon gekostet von den Früchten des Lebens; und die jungen Männer, denen die Kraft ihres frischen Blutes und ihrer geraden Glieder Selbstbewußtsein übergenug gibt; und die vielen anderen, die nicht mehr jung sind, nicht mehr hübsch, nicht mehr jedernd von Redlichkeit: Legion sind sie. Und welches ist die Macht, die in ihnen treibt? Mein Gott, was ist es am Ende anderes, als was die Dichter Reime schreiben heißt, und die Musiker in Tönen fühlen, was die Asketen sich abtöten läßt und die Frauen von Liebe träumen: Die schmerzliche Unvollkommenheit dieser Welt ein wenig zuzudecken mit dem Glanz, den sich die Sehnsucht der Seele erfindet, über die Brettergatter irdlicher Beschränktheit hinüber in die Blumengefilde von irgendwo jenseits zu schauen, oder auch sich nur aus der eigenen jämmerlichen Mittelmäßigkeit ein wenig herauszuhelfen suchen, indem man sich in Selbstüberhebung, die kaum weniger rührend ist als lächerlich, als *Self-etikettiert*, wenn es einem ja doch nicht gegeben ist wie nur wenigen, als Genie in Schöpferqual und Schöpferlust Gott nahe zu sein. Was dann daraus wird, ist Kunst, ist Injustizismus, ist Religion, ist — ja, ich wage diese ungeheure Kombination auszudrücken, und ich bitte Dichter und Musiker, Asket und Frau um Entschuldigung — ist dieses häßliche Entlein einer auf alle Arten von Pedigrees so stolzen und doch an Zwittergeburten so reichen Kultur: das Kino. Denn als ich von jener Legion von Gläubigen sprach, meinte ich all die, welche die Silberleinwand, wie sie hier poetisch im Lande der maschinenerbauten Prosa genannt wird, in dem Maße fasziniert hat, daß sie ihren gesunden Menschenverstand verlieren, von dem sie ja wohl eine kleinere oder größere Quote zugemessen bekommen haben, die Flinte ins Korn werfen und das Buch hinter den Tisch und das Steak für den Mann im Ofen verbrennen lassen, um ihrer Kata Morgana nachzulaufen. Wer je dieses Volk für hoffnungslos prosaisch und in der perfektionierten Routine ihrer Zivilisation petrifiziert glaubt, den belehrt solche Erfahrung eines Besseren.

Wie man weiß ist Hollywood, achtundzwanzig Meilen von Los Angeles in Kalifornien, der Mittelpunkt der produzierenden Filmindustrie, obwohl sich in der Umgebung, in Culver City, in Universal City, in Westwood, aber auch in New York und Long Island Studios befinden. Die Hollywood-Handelskammer hat sich bemüht gefühlt, einen Aufruf durch die ganzen Vereinigten Staaten zu erlassen, daß niemand nach Hollywood kommen soll, um ins Kino „einzubrechen“ (break into the movies), ohne sich vorher genau erkündigt zu haben. Sie wissen sich dort nämlich schon nicht mehr vor den vielen zu helfen, die angesegelt kommen. Lange, lange Reihen stehen täglich vor den Studios der großen Gesellschaften; sie warten eine Chance zu bekommen als „Extras“, wenn der Regisseur sie defilieren läßt, was er nur tut natürlich, und sehr schnell, wenn er Komparserie benötigt. Als Extra kann man dann vielleicht die Aufmerksamkeit des Regisseurs, des Allmächtigen, auf sich lenken, und das Glück ist gemacht! Und als Extra hat man dann

eine kurze Zeit 3, 4, 5 Dollar am Tag; dann wieder nichts; warten, warten. Das kostet Geld und das Mitgebrachte ist bald aufgezehrt und der Weg zurück ist weit; zwei Tage und zwei Nächte vielleicht, das kostet viel Tage Lebens in Hollywood. So viele der preisgekrönten Schönheiten sind da hoffnungslos gestrandet, denn in Amerika macht doch jede kleine Stadt jährlich ein paarmal eine Schönheitskonkurrenz, die nationale Bedeutung annimmt. Schönheit — Schönheit ist so alltäglich in Hollywood! Da haben sie alle geträumt vom schnellen, leichten, herrlichen Verdienen und ahnen doch nicht, was — selbst wenn ihnen die „Chance“ wird — für harte Arbeit es ist! Habt ihr je in dem Licht gestanden, in dem gleißenden, glänzenden, brennenden Licht, in dessen Fokus der Spielende stehen muß, und eine Szene, eine kleinwinzige, vielleicht alberne oder verflucht schwierige Szene hundertmal wiederholt? Nein, das ist kein Spiel.

Ich weiß wohl, es ist in Europa arg genug; kommen mir auf einem Schreibtisch einer der großen Filmgesellschaften Amerikas Briefe unter — zumeist aus Deutschland — die, soweit das überhaupt noch möglich ist, noch naiver anmuten als die vielen in der Flut der Einheimischen; denn zu allem anderen kommt darin der noch immer unverrückte Glaube der europäischen Seele zu so kindlichem Ausdruck, daß man mit Dollars hier Federball spielt und Schecks zum Zeitvertreib schreibt. Und glaubt nicht, o starkes Geschlecht, daß ihr nun die sein könnt, die da lächeln dürfen in sokratischer Weisheit, denn wenn auch die Auswahl unter den Männern bedeutend geringer ist, da nur wenige berufen sind, so steht das Angebot nicht hinter dem eurer traditionell eitlen Schwestern zurück. Hängt da einer an den Brief ein kleines Bild eines Jungen, knorrig wie eine vom Blitz geschlagene Eiche, und das Gesicht darauf wie ein Pilzling, und schreibt: „Ich bin 21 Jahre, gesund und wohlgebaut und habe die Absicht, als Filmschauspieler bei Ihrer Gesellschaft einzutreten. . . . Was die finanzielle Seite der Sache betrifft, werden Sie ja wohl wissen, wie das zu behandeln ist, Sie werden mir ja wohl das Geld für die Ueberfahrt gleich schicken.“ Ein Spaß? Nein, keineswegs. Auch nicht ein Einzelfall; vielmehr typisch. Er wohnt in irgendeinem Werniger- oder Heinze- oder Minnigerode und hat die Queen of Sheba gesehen, mit der sich die Fox Film Company am Kontinent scheint's unsterblich gemacht. (Seitdem haben sie Besseres geleistet.) Und nun sitzt er drüben und wartet auf den Brief aus Amerika. Eines Tages kriegt er ihn, den Brief mit der blauen Marke aus dem Fabelland, auf der das strenge Gesicht irgendeines langverstorbenen Präsidenten ein Evangelium verkündet, das mit der Queen of Sheba nichts im entferntesten zu tun hat; aber er wird ihn nicht lesen können, den Brief. Scheck liegt keiner bei, soviel sieht er schon, aber wann hat je ein Herz schon das Hoffen sein gelassen, bevor es nicht mit der Nase auf die Pflastersteine der Tatsachen gefallen, und wie oft auch noch weit darüber hinaus?

Und da ist einer — denn, wenn manche des Zaubers ihrer Persönlichkeit gewiß sind, wissen andere, daß ihr Geist es ist, vor dem sich rasselnd die hochgezogenen Zugbrücken einladend über die tiefen Burggraben um die Fjilm-burgen logen werden — und deshalb sendet der ein langes, unendlich langes Manuskript, geschrieben in der denkbar langwierigsten Sorte von deutscher Sprache — und einen Brief dazu: „Ich bin sicher, daß diese Sache ein ganz durchschlagender Erfolg wird, und es wäre wohl am besten, wenn Sie mich hinüberkommen ließen, um alles mit Ihnen zu besprechen, oder schicken Sie einen Herrn herüber; dieser müßte jedoch Deutsch sprechen.“ Die herüber, die wissen schon besser Bescheid, schreibt da einer aus Butte, im Staate Montana: „Ich kann fechten, schwimmen, turnen, boxen; ich bin ein exzellenter Reiter und kann mit dem Pferd Hindernisse nehmen; ich werfe das Lasso ausgezeichnet;

ich kann Telegraphenstangen schnellstens hinausklettern und für mich gibt es keinen Schwindel auf Häuserfirsten. Ich bin mit den Cowboys durch Texas geritten und habe in der Wüste Colorado kampiert; ich habe den Geschichten gelauscht, die man sich am Grand Canyon erzählt, Geschichten, die noch niemand in einem Buch oder auf der Leinwand gebracht hat und die Tom Mix frische Glorie verleihen würden, oder einen zweiten Tom auferstehen lassen könnten.“ Dieser Brief war fünf Seiten lang; er war ein Document humain. Ich glaube, daß niemand ihn hier in diesem ungeheuren Office mit 2800 Angestellten zu Ende gelesen hat, außer mir, deren Business es nicht war, ihn zu lesen.

Sein Datum lag weit zurück und wahrscheinlich ist er nie beantwortet worden. Obwohl das selten vorkommt; denn es gibt keine boheme-weißen Luxurien in den Bureau einer Filmgesellschaft, da ist alles stramme Organisation. Strammheit auch im Zurückschicken der Szenarios, der Manuskripte; da sitzen ein Paar zu fünfzehn oder achtzehn Dollar die Woche, die öffnen die vielen Briefe, schälen das Manuskript heraus und lassen es in die beigelegte rückadressierte Enveloppe schlüpfen, zusammen mit einem netten Abjagestreifen. Es wird nicht einmal auseinandergefaltet, erblickt sozusagen das Tageslicht nicht, aus der Obskurität geht es in Obskurität zurück. Der Höflichkeit ist Genüge getan mit wenig Kosten, denn zum Durchlesen all dieser Makulatur, oder zum Beurteilen gar, brauchte es einer geübten und dementsprechend teureren Kraft und wer eine Ahnung hat von der schier unglaublichen Inkompetenz des größten Teiles dieser Elaborate, wird einsehen, daß es nicht schlechte Business-Politik ist. Drüben setzt sich einer mit der Feder schließlich nur hin, wenn ihm das Bißchen Bildung, das er irgendwie zusammengekrakt hat, zu Kopf gestiegen ist, hier aber herrscht eine wahre Wut des Schreibens in allen Klassen und, da das Kino dem Volk naturgemäß näher liegt als Theater, Buch und Zeitschrift, läßt es diese Wut — von der die Farmer nicht frei sind — im Szenario aus. Selbstverständlich existieren auch Schulen, welche das Szenarioschreiben lehren, um nicht so geringe Summen — ich weiß da von einer, die 100 Dollar für den Kurs verlangt — aber die besseren sind mit den Filmstellen so verbunden, daß sie als eine Art Agenturen für den Vertrieb der Manuskripte fungieren. Die Unternehmer encouragieren — absichtlich oder unabsichtlich — diese Ueberflutung des Marktes, indem sie fortwährend ihre Nase nach originellen Szenarios ertönen lassen und betonen, daß nur ja nicht einer glauben solle, daß er gebildet oder schon gedruckt sein müsse, um den Apfel vom Kopf zu schießen und den großen Preis nach Hause zu tragen; gerade der einfache Mann — usw. Dann aber, in der Abgeschlossenheit ihres Bureaus, wo die Phrasen sich zu

Zahlen kondensieren, nehmen sie eben doch wieder meist ein Buch her, das sie ihrem Szenario-Departement zur Bearbeitung übergeben, und dieses Buch hat halt doch einer geschrieben, der sich so weit mit Dingen des Intellekts und der Imagination befaßt hat, daß er — halbwegs wenigstens — mit der Sprache manövrieren gelernt hat, was natürlich nicht Gewähr gibt, daß er die Handlung in herzergreifenden Etappen zur Peripetie hinaufzupeitschen versteht; dazu aber ist ja der Szenario-Schneider da — da ist jener, der für hundert Dollar oder mehr die Woche die Psychologie des Geschäftes im kleinen Finger hat und nun aus dem Buch ein kinowirksames Szenario macht. Selbstverständlich werden Bücher auch häufig aus Gründen der Publizität, Propaganda gewählt, da der Titel allein schon zieht; ebenso Schlager der Saison auf der Bühne. Dies setzt die enormen Kosten der Propaganda herab und man kann daher riesige Summen für solch ein Stück zahlen. Ich habe es von Herrn Julius Steger persönlich, daß er für das Stück Channing Pollocks „The Fool“ („Der Narr“), das er für den Fox-

Film kaufte, 150.000 Dollar gezahlt. Dank einer ewigen und immer ans Herz greifenden Wahrheit, die geschichtserviert ist, und der weisen Propagandakampagne des Herrn Pollock lief das Stück zwei Jahre ununterbrochen auf Broadway.

Um aber auf das Kino zurückzukommen, muß ich noch einmal Herrn Steger zitieren — der übrigens ein Wiener Kind ist und, während ich dies im Staub und Graus eines Newyorker Tages schreibe, seine Rieslinge auf den Badner Hügeln inspiziert. Weil er neulich, nach vierzehnjährigem künstlerischen Dienst in Amerika, währenddem es eine seiner Großtaten war, daß er Norma Talmadge aus der Laufe gehoben, aus der künstlerischen versteht sich, von einer exklusiv amerikanischen Tätigkeit Abschied nahm und mir über ein Glas deliziosen Sauternes hinüber — über dessen geheimnisvolle Herkunft man weder ihn noch mich befragen darf — mit ein paar dezidiert stegerisch-scharfen Pinselftrichen das Bild einer künstlerischen Amalgamierung, einer Durchdringung einerseits und Ausgleichung anderseits von amerikanischen und europäischen Ideen und Praktiken zog, was er im Herbst in Form einer internationalen (Newyork-Wien) Produktionstätigkeit einleiten wird. Welch Plan vollprächtiger Aussichten! Hemmen den Handel noch immer Trümmer aus dem großen Dammbruch der menschlichen Kultur, der der Krieg gewesen, stocken die Tonnen vor Böllen und Bankerott, so stehen den reisenden Gedanken, steht Kunst und Wissenschaft, Grenzen und Tore offen; und Herzen. Denn, nachdem man jahrelang aufeinander geschossen, ist man begierig, von des anderen Seele zu wissen. Hätte man mehr davon gewußt, hätte man vielleicht nie geschossen. Vor allem: Hätte das Volk mehr gewußt. Wie aber bildet man das Volk, öffnet ihm die Augen, macht es weiser, urteilskräftiger, selbständiger? Schulen sind gut, aber wenn man arm ist, muß man bald anfangen zu verdienen und arbeiten, und lernen ist zu hart. Wie manchen sah ich ausziehen mit vierzehn Jahren mit dem ernstesten Willen, nicht stehen zu bleiben. Aber die Tretmühlen, meine Herrschaften, die ihr das arme Kino mit einem Schulterzucken abtut, die Tretmühlen des Lebens mahlen gut und zermahlen. Und je leichter und naiver die Seele, desto mehr liebt sie das Vergnügen. Geht ihr nicht ins Theater zum Vergnügen? Ja, ihr geht auch zur Erbauung, zum geistigen Genuß. Denn in euch hat man den Sinn dazu

erzogen oder in euren Eltern oder Großeltern. Das Kino ist billiger und das Kino ist allen verständlich, denn das Auge erfaßt, was dem Gehirn oft verschlossen bleiben muß. Aber das Kino ist nicht nur Vergnügen; mit seinen in allen Erdteilen, in allen Tagen, mit allen Menschen gestellten Bühnen ist es eine Tür ins Freie, eine Tür in die Welt. Vielleicht unlogisch, unwahrscheinlich oft diese Welt. Aber sie ist reich, sie ist bunt, sie ist weit diese Welt; man liebt und haßt, und man abenteueret in ihr, wie man es ja in der Plattitude des Durchschnittsdaseins nie darf. Und noch mehr: Man reist, man reist in die seltsamsten fernsten Gegenden, man ist selbst dort und sieht alles. Was kann dagegen des seligen Rothaug Karte der Planigloben bestehen oder Paragraph 5 bis 6 im Geschichtsbuch gegen die lebendigen Szenen an Neros Hof?

Ganz abgesehen aber von Volksbeglückung; es sind hier in Amerika schon manche Versuche gemacht worden, Filme hervorzubringen, die nur mit der Idee der vollendetsten Künstlerschaft produziert sind, ohne geringste Rücksicht auf Kassenerfolg, eine Art literarische Cinema-Bewegung. Bis jetzt hat sich noch kein Mäzenas dafür gefunden, den ja das literarische Kino natürlich auch brauchte wie jede Kunst. Aber was nicht ist, kann werden, wird werden — und so auch ich zum Schluß, obwohl ich so nah an den Webstühlen sitzend, noch kein Szenario geschrieben und noch keinem mich als zukünftige Norma Talmadge vorgestellt — doch eine Don Quichotte der Silberleinwand; eine Lanze brechend für diese häßliche Entlein internationaler Kunst.